

Records Huch

Die Vick'sche Sammlung von
Flugblättern und Zeitungsfragmenten
in der Stadtbibliothek Zürich

subl.

Beer in Zürich.

H
75
W

Neujahrsblatt

herausgegeben

von der

Stadtbibliothek in Zürich

auf das Jahr

1895.

Die Wißsche Sammlung von Flugblättern
und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert
in der Stadtbibliothek Zürich.

Von

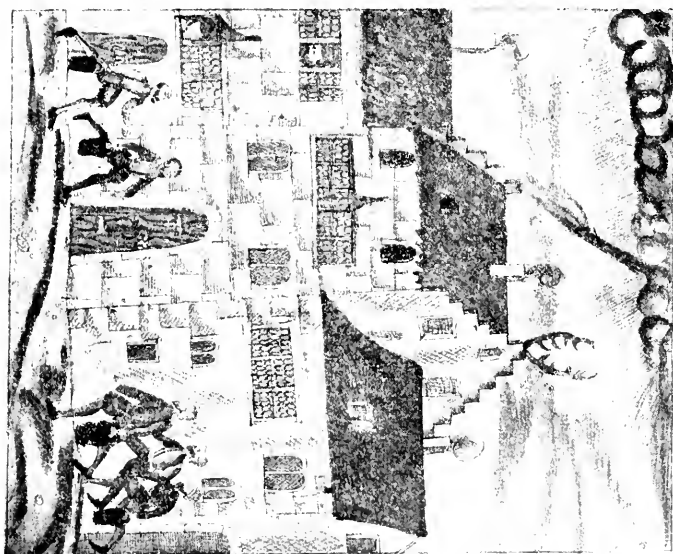
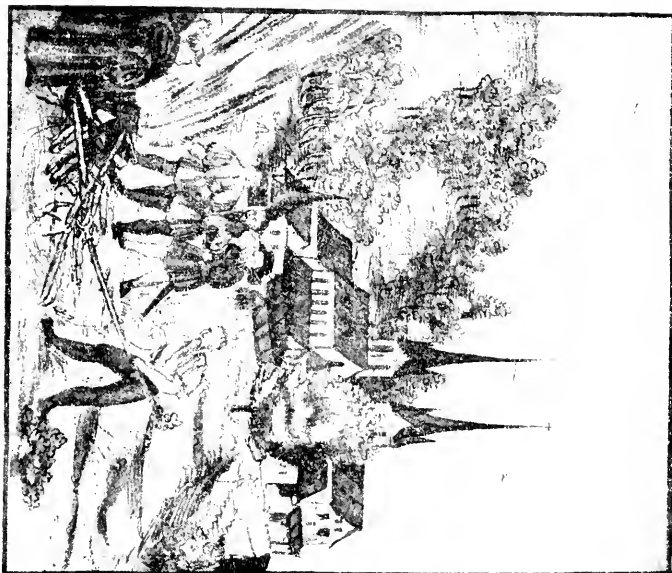
Ricarda Such.

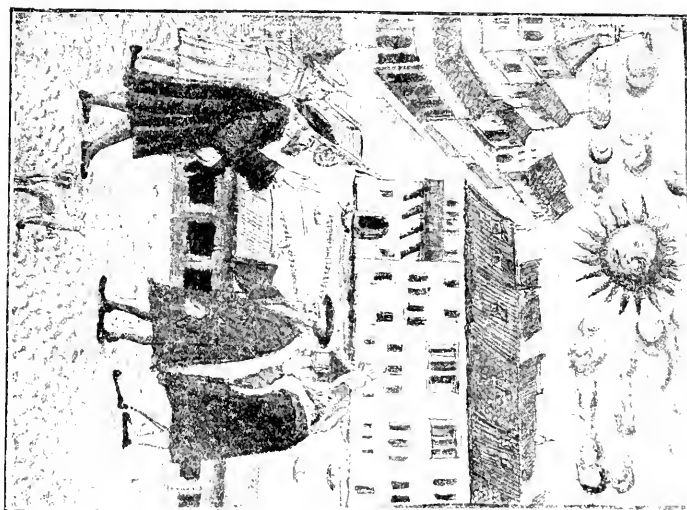
260056
13.10.31

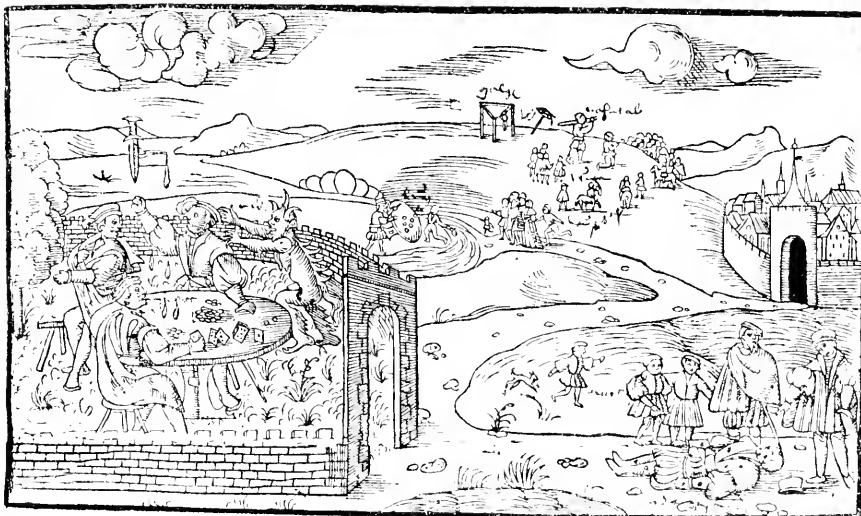
Zürich,

Druck des Art. Institut Dressl Hüßli.

Kommissionsverlag Fäsi & Beer in Zürich.







Die Wick'sche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten in der Stadtbibliothek Zürich.

Von Ricarda Huch.

Das Wort „Zeitung“ bedeutet eigentlich die Kunde von einer Aufsehen erregenden Neuigkeit, in welchem Sinne es auch jetzt noch hie und da gebraucht wird. Jene „neuen und seltsamen zeitungungen“, die im 16. Jahrhundert erschienen, brachten denn auch nur eine einzige Nachricht, oder es war die Anzahl im Titel angegeben. Zeitungen im dem Sinne von öffentlichen, periodisch erscheinenden Blättern, in denen die Tagesnachrichten mit mehr oder weniger Vollständigkeit gesammelt sind, gab es erst seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Indessen kann man die geschriebenen Neuigkeitsberichte, die schon im 16. Jahrhundert mit einiger Regelmäßigkeit verbreitet wurden, recht wohl als die Keime des heutigen Zeitungsweiens betrachten.¹⁾ Sammlungen von solchen, seien es nun briefliche Zeitungen von Gelehrten und Politikern,²⁾ oder von großen Städten aus verbreitete Wochenberichte,³⁾ giebt es mehrere in deutschen Archiven.

Als vor allen reich und mannigfaltig dürfte sich die Sammlung von Zeitungen erweisen, die von dem zürcherischen Geistlichen Joh. Jak. Wick in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angelegt wurde und jetzt der Stadtbibliothek in Zürich angehört. In 23 Quart- und Foliobänden umfaßt sie die Jahre 1560 bis 1587⁴⁾ und enthält, eingereiht zwischen die handschriftlichen Nachrichten, etwa 900 Druckschriften, Zeitungen und Flugblätter,⁵⁾ so daß man bei eingehendem Studium gewiß Beobachtungen über den Zusammenhang zwischen geschriebenen und gedruckten Nachrichten würde machen können. Die zahlreichen kolorierten Holzschnitte und die von verschiedenen Händen, zumeist wohl von Wick selbst gemalten illustrierenden Bildchen, die ohne Kunstwert, aber höchst charakteristisch sind und den darzustellenden Vorgang oft in sehr wünschenswerter Weise veranschaulichen, vervollständigen die Anziehungskraft dieser eigenartigen, abwechslungsreichen Sammlung. Mit einem Zeitungsredaktor in unserm Sinne ist Wick insofern durchaus nicht zu vergleichen, als er kein Verbreiter der erhaltenen Nachrichten war; er sammelte nur für sich und seine nächsten Freunde und mag sich als Chronist gefühlt haben, der, was er Wichtiges erlebt, verzeichnet, damit sich später einmal der Leser „größlich verwunderen“ mag „ob der Trübseligen Rath“,⁶⁾ in der er lebte. Aber infolge des Materials, das er dazu benutzte, haben seine Bücher für die Nachwelt den Wert einer periodischen Zeitung, die in den Jahren 1560—87 erschienen wäre.

Wenn die am meisten den eigentlichen Zeitungen vergleichbaren, von den großen Handelsmetropolen aus verbreiteten Tagesnachrichten kurze, trockene Mittheilungen des Geschehenen sind, so tragen dagegen die Wickschen Bücher den Charakter des Persönlichen. Es leuchtet ein, daß das den literarischen Wert des Werkes erhöht, und ist um so mehr als Vorzug anzusehen, als auch jene geschäftsmäßigen Berichte nicht fehlen als Gegengewicht gegen persönliche Einseitigkeit. Der ist auch dadurch vorgebeugt, daß die meisten Nachrichten aus Briefen fließen, wie sie von verschiedenster Seite her an Wic oder andere einliefen. Aber im ganzen ist es doch eine gleichartige Beleuchtung, die mit stark gefärbtem Schimmer über diesen Büchern liegt, und das giebt ihnen ein großartig charakteristisches Gepräge.

Wenn man in den Wickschen Büchern liest, glaubt man mitten in eine fremde Welt hineinverlegt zu sein. Es wird einem zu Mute wie einem, der eine ferne Gegend lange aus den Schilderungen der Bücher kannte und sie nun plötzlich vor seinen Augen sieht: so werden einem alle die Geschichten aus entlegener Zeit, die dem Gedächtnisse geläufig waren, auf einmal deutlich und lebendig, daß man meinen möchte, man sei jetzt erst von ihrer Wirklichkeit überzeugt. Was einem in dieser Welt umgiebt, ist zunächst weniger geeignet, zu erkennen als zu befremden und zu erschrecken. Wie anders scheint diese Zeit und scheinen diese Menschen zu sein, als alles was uns vertraut ist! Von den Wildern stellt eins um das andere ekelhaft grausame Hinrichtungen, ungeheuerliche Mißgeburten, abgemachte Wundererscheinungen oder dann Kriegsbegebenheiten dar; hängt man an zu lesen, so findet man fast auf jeder Seite Stellen, die die unglaublichste Unwissenheit oder Roheit verraten. Scheiterhaufen, Verwüstung, Verbrechen, toller Aberglaube, das scheinen die Dinge zu sein, die eine damalige Zeitung (es sei erlaubt, diesen Ausdruck anzuwenden) ihren Lesern als das Alltägliche brachte.

Aber je mehr wir uns in die Bücher vertiefen und das Bild des Sammlers oder Lesers uns lebendig wird, desto häufiger fallen uns überraschende Ähnlichkeiten mit dem durchschnittlichen Zeitungsleser von heutzutage auf. Es mütet uns so bekannt an, wenn er sich zuerst über die allgemeine Weltlage orientiert, auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen sich umsieht und dabei besonders lange bei den haarsträubenden Greuelthaten der Türken und Moskowiter verweilt; wenn er bald eine Nachricht von dem Befinden des bösen Tyrannen Philipp von Spanien, bald eine Beschreibung von pomphaften Festen des deutschen Kaisers wohlgefällig in sich aufnimmt; wenn er sich von Mord und Raub und Feuers- und Wasserversnot erzählen läßt und dabei die täglich zunehmende Schlechtigkeit der Menschen und Furchtbarkeit der Naturerscheinungen, die schlimmen Zeichen der Zeit überhaupt bejammert, kurz das Vergnügen des Zeitungslesens nur dann recht genießt, wenn es ihn in eine höchst bedenkliche, den allgemeinen Niedergang Weissagende Stimmung versetzt.

Freilich, die Verbrecher von damals waren Herren, und ihr Mitschuldiger war der Teufel; Folter und Feuer waren die Strafen, und was man prophezeite, war der jüngste Tag. Aber wie viele unserer heutigen Zeitungsleser würden greuelvollere Schilderungen und fabelhaftere Nachrichten gern annehmen, wenn sie ihnen geboten würden! Der allerelstimmteste Eindruck, der einem bleibt beim Lesen der Wickschen Bücher, ist der, wie bei allem Wechsel der Zeit die Menschen sich so gleich geblieben sind: mit derselben Lust am Gräßlichen, demselben Hang zum Wunderbaren, demselben Bedürfnis des Moralisirens. Ebenso liegt uns beständig die Erweiterung des Wissens in Erlaumen, die sich seit jener Zeit vollzogen hat. Ihre Wirkung tritt uns zwar hauptsächlich nur in einem beschränkten Kreise von Menschen vollkommen entgegen; in der

Gott hantiert mit Menschen und Dingen, wie etwa die Menschen selbst es an seiner Stelle gethan hätten. Daher streift es an das Sündhafte, nach natürlichen Ursachen zu forschen, weil solche der einen Hauptursache, Gott, gegenüber überhaupt nicht in Betracht kommen. Als das Hagelwetter in Zürich großen Schaden gethan hatte, hören wir: „uff diesen hagel haben min gnedig Herren abermals ire alten Mandaten und satungen ernüwert“, und denken errent, der Rat werde nun Anstalten treffen, um etwa in irgend einer Weise Vorsehrungen zu treffen zur Verhütung oder nachträglichen Wiederausbesserung allzugroßer Verwüstung durch solche Unwetter. Anstatt dessen müssen wir weiterlesen: „des zutrinken und Gotzlesterens halb, und das allenthalben uff den stuben allenn 1 topff wnn dryen personen fürgestellt und wyter nütt nistrent werden sol. In summa man hatt ein algemeine beßerung angefaßen, wie lang die wären wird wenigst Gott wol“.

Höchst unterhaltend und belehrend zugleich ist es, zu beobachten, wie eine natürlichere, vernünftigerer Art zu denken aufkommt und um sich greifen möchte, aber beständig von den Andersdenkenden unterdrückt wird. Von dem Erscheinen eines Kometen wissen die „physici“ wohl „naturalis rationes“ anzugeben, aber die Erfahrung bezeugt, daß die Kometen kommen, um Untergängen anzuzeigen. Bei Gelegenheit einer Mißgeburt „suchten die Naturkündiger und Weltweise Heidenische Philosophi die Ursachen allein in der Materie und der Natur. Aber Gottselige Leute . . . bedenten die sachen auff andere weise und bekennen, daß solchs durch die Sünde verursacht“. „Ob ertliche Naturkündiger hiervon (es handelt sich um ein Unwetter) natürliche Ursachen anzeigen möchten, so kann es doch dieses orts nicht haften,“ sondern muß als Vorbote des jüngsten Gerichtes angesehen werden. Ein allertiebliches Beispiel dafür, wie sich zuweiten der schlichte Menschenverstand unter dem Wust herkömmlicher Tentart mühselig Bahn bricht, fand ich in der Betrachtung über ein Unglück, das zwei Schwestern zutieß, da ihnen, die das Schlafzimmer miteinander teilten, ihre beiden Kinder verbrannten: „Ist wol ein straff Gottes, die über das Kind und beyde schwöstern gangen, oder doch wol ein anzeigung, die lichter nachts was zu bewahren.“ Und ähnlich heißt es in dem kalten Winter 1570/71: wenn auch unsere Sünde die große Frennung und den Hunger gebracht hat, so hat doch nicht wenig dazu geholfen der große langwierige Schnee.

Gott gegenüber steht, ebenso gewaltthätig und ebenso populär, sein Gegner, der Teufel. Nur schwer kann man sich vorstellen, wie es in dem Kopfe von Menschen aussah, die es für zwar auffällig aber keineswegs unmöglich hielten, daß ihnen der Teufel mitten auf dem Marktplatz begegnen könnte; ja, sie mußten förmlich darauf gefaßt sein, denn man hörte täglich von derartigen Unternehmungen des Teufels erzählen, und die gebildeten Leute sprachen vom Teufel als von einer durchaus gültigen, allgemein bekannten Persönlichkeit. Wie scheint sich den Teufel grün mit roten Punkten vorgestellt zu haben; so malt er ihn wenigstens mit Vorliebe. Er bindet sich aber nicht an einen bestimmten Typus, sondern stellt ihn bald als einen geschwänzten Drachen mit ungeheuren Fledermansflügeln dar, bald menschenartig mit entsetzlicher Frage.¹⁵⁾ Einmal läßt er den Schwanz des Teufels anstatt in einen Wedel in einen zierlichen Drachenkopf ansmünden.

Jedes Verbrechen, das auf Erden geschieht, ist ein Zeichen, „das der Sathan in dieser letzten Zeit nicht feyert,“ sondern eifrig bemüht ist, dem Herrgott Terrain abzugewinnen. Es war damals keine Redensart, wenn man sagte, der Teufel habe jemandem etwas eingeblasen; Wie selbst hat ihn mehrmals

abgebildet, wie er mit dem Pleiebalg dem Frevler die Luft zu der dargestellten Unthat eingiebt. Von einer Frau, die ihr Kind erstickt hat, wird gesagt, sie habe es gethan „nicht aus Blödigkeit oder Krankheit, sondern aus Eingebung des bösen Feinds“. Sie selbst sagt aus, er habe ihr zwei Stunden lang keine Ruhe gelassen, und zuletzt habe sie ihn als Tier in der Größe eines Hasen aus der Thüre laufen sehen. Es ist interessant zu sehen, wie eine dunkle Empfindung die Menschen antrieb, auf irgend eine Art den Verbrecher der Verantwortung für die begangene Unthat zu entladen; nicht er selbst, sondern der Teufel war der eigentliche Urheber des Frevels.

Ich will auf diese allgemeinen Betrachtungen, die sich aus der Beschäftigung mit den Wädlichen Büchern ergeben, einen Überblick über die verschiedenen Gebiete folgen lassen, die in seiner Zeitung vertreten sind. Zuerst aber fragt man wohl: woher kamen dem seßhaften Geistlichen in der Stadt Zürich, die doch nicht gerade ein Mittelpunkt für die politische oder handeltreibende Welt war, die zahlreichen Nachrichten über Ereignisse von allen Enden der Welt? Im zürcherischen Geschlechterbuche heißt es von ihm: *collegit ex literis doctorum virorum et editionibus rerum novarum atque narrationibus hominum fide dignorum annales rerum memorabilium et mirabilium*. Damit sind in der That seine Hauptbezugsquellen angegeben: die gedruckten Zeitungen und Flugblätter, Briefe¹⁶⁾ und mündliche Mittheilungen. Dazu kommen dann noch die kurzen, zeitungartigen Berichte, wie sie von gewissen Städten aus in Umlauf gesetzt wurden, besonders von Augsburg, Lyon, Straßburg, Chur, Nürnberg, Heidelberg.¹⁷⁾ Das Amt des Antistes am Großmünster bekleideten zu Wicks Zeiten nacheinander vier Männer: Heinrich Bullinger, Zwinglis erster Nachfolger, Rud. Gwalther, Zwinglis Schwiegersohn, Ludwig Lavater und Hans Rud. Strumpf. Namentlich die ersten beiden waren Männer von großem Ansehen und Ruf; die zahlreichen Verbindungen, die sie im Auslande hatten, der rege Briefwechsel, den sie führten, kam dem Neuigkeitssammler sehr zu statten. Überhaupt muß man bedenken, daß die ganze reformierte Geistlichkeit, wo sie auch in der Welt verstreut sein mochte, eine Art Gemeinschaft bildete; man setzte sich gegenseitig von allem Wichtigen in Kenntniß. Vollends von den schweizerischen reformierten Geistlichen liefen zahllose Briefe bei den Vertretern der Großmünsterkirche in Zürich ein. Überhaupt gab es in der Schweiz wohl kaum einen einigermaßen hervorragenden Befürworter der reformierten Lehre, der nicht in Verbindung irgendwelcher Art mit dem Zürcher Antistes gestanden hätte. Manche Nachricht brachte Christoph Froschauer von der Frankfurter Messe heim; wer weiß, ob er sich nicht eigens nachorte, um dem ewigen Wiek etwas Denkwürdiges melden zu können. Joh. Rud. Bullinger, der Pfarrer zu Berg a. Archel war, schreibt einmal an seinen Vater: „Dieweil ich wol weiß, lieber Vater, daß du Herrn Joh. Jac. Wiken ein dienst daran thust, so du im die nitl mittheilst, so han ich nit können widerlassen auch den leydigen thal zu malden.“ Eine besonders rege Teilnahme scheint Heinrich Thomann, Vogt von Staburg, dem Wädlichen Unternehmen gewidmet zu haben. Er versorgt ihn fleißig mit Nachrichten und entlehnt auch wiederum die Bücher von ihm. Nicht selten besuchten reisende Ausländer das Haus des Antistes; auch Geschäftsreisende, Krämer und Hausierer pilgerte Wiek auszufragen nach allem, was sie in der Welt gesehen hatten. Antist scheint er an dem, was ihm erzählt wurde, selten geist zu haben.

Die politischen Nachrichten nehmen, wie auch in den jetzigen Zeitungen, die erste Stelle in den Wädlichen Büchern ein. Was nun in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einem reformierten Geistlichen der Eidgenossenschaft am meisten das Herz bewegte, das waren die großen Religionskämpfe im

Nachbarlande Frankreich, bei denen er sich aus mehr als einem Grunde mittheilhaftig fühlen mußte. Jeder Ausbruch des Krieges dort hatte seinen Wiederhall in der Schweiz, wo unter den Glaubensparteien über die Frage der Hülfeleistung der Streit entbrannte. Die Verbindung zwischen den beiden Ländern war derart, daß Wid beständig über Nachrichten aus Frankreich verfügen konnte. Bald lagen ihm Briefe vor von Schweizern, die im französischen Kriegsdienst standen, bald teilten protestantische Flüchtlinge mündlich das Alerneueste mit. In dem Bande, der das Jahr 1562 umfaßt, finden sich die ersten bemerkenswerten Nachrichten über die Verhältnisse in Frankreich. Da heißt es, Genf habe in letzter Zeit mehr als 500 Prädikanten nach Frankreich geschickt und werde immer noch um mehr gebeten, so daß man Hoffnung auf das Vordringen der evangelischen Lehre haben könne. Die Königin sei „ernstlich und redlich“, wenn nur die, die mit ihr regieren — ein bedenklicher Seitenblick auf die Guisen — ebenso wären. Dann folgt das Blutbad von Vassy, und Haß und Furcht steigern sich in Bezug auf die Guisen; aber der Cardinal von Lothringen soll gesagt haben: *haec familiae nostrae ruina erit*. Kein Vorwurf wird gegen den Hof laut; die Krone Frankreich wird von den Guisancern unterdrückt, sie halten den jungen König und die Königin gefangen. Als die katholischen Orte beschließen, den Guisen zuzuziehen, findet sich ein Eintrag mit fester Schrift: „Der erste Zug in Frankreich wider die Hugenotten. War dieser Zug erspart, so war nie kein föllich Blutvergießen gesolget!“ Von Anfang an lagen die Berichte, daß in allen diesen Vorgängen der Papst seine Hand habe: er gebe den Guisancern monatlich 50,000 Kronen, damit sie das Papsttum in Frankreich erhielten. Weil die Königin den Prinzen Condé begünstigt, sagen die Guisen zu ihr, sie sei eine Florentinerin, wenn sie anders wolle als sie, werde man sie nach Florenz schicken. Der Krieg wird geradezu die „Guisische Revolution“ genannt. Umgekehrt schreiben die Katholiken, so der Hauptmann Jac. Fuchsberger, von dem Wid verschiedene Briefe aufgenommen hat, es handle sich nicht um einen Glaubenskrieg, sondern um eine Anlehnung der Hugenotten gegen die Krone. „Wir wüßend auch wol,“ schreibt Fuchsberger unter andern, „daß die Berner sind ufzogen, aber wir achtend si wenig, eh si zu uns kommend, acht ich, wir werden die Ritwi schon usgemacht han“. Dann sagt er: „Wüßend das schier das ganz Frankreich ist luterisch zin.“ Seinen Tod in der Schlacht bei Dreux 1562 verjäumt Wid nicht am Rande zu bemerken mit dem Zusatz: „Zennacherib mußst sin Kopf an dem Velt Gottes zerstoßen, als dir hernach auch geschah.“ Recht interessant ist ein langer Brief des schon genannten Hans Weilingen, in dem er die Schlacht bei Jarnac, in der Condé fiel, ausführlich schildert. Der Admiral Coligny habe im hintersten Treffen der Hugenotten gestanden und Condé, der im vordersten war, entboten, er möge an diesem Tage nicht schlagen. Der Prinz habe geantwortet: „Das wöll gott nit, un wollan es gult, vill list vund prakkit werdend hätt nit helffen, sonder man muß uff hüttigen tag mit daffterer hand daran. — Amiral ist uff sinem fürnemen bleiben, hatt nit bysin wollen, hatt sich prunz höchlich beclagt: Amiral, amiral, ir wend iwere schuld mit ander lüten blutt bezahlen und uns an den steychband führen.“

Ende des Jahres 1571 klingen die Nachrichten aus Frankreich plötzlich hoffnungsvoll. Der König, sagen die Zeitungen aus Augsburg, habe den Admiral zum Commetable gemacht, Frankreich habe sich zunächst noch heimlich, mit England und einigen deutschen protestantischen Fürsten: Sachsen, Palz und Hessen, verbündet. Am 23. April 1572 meldet dieselbe Quelle, England und Frankreich rüsteten gemein schaftlich. „Gott geb gnad, daß der Hispanier übermüt bald end,“ tönt es von protestantischer Seite, wohl nicht ohne frohe Zuversicht. Am dieselbe Zeit wird berichtet, Alba habe sich von einem berüchtigten

Astrologen die Nativität stellen lassen, und der habe nach langem Zaudern gestanden, innerhalb $\frac{3}{4}$ Jahren werde Alba erhenkt werden, und schon Ende August würden die Niederlande einen andern Herrn haben. Der König handle alle Dinge durch den Admiral, heißt es im Juni, und eine Pariser Nachricht vom 28. Juli sagt, gleich nach der Hochzeit des jungen Königs von Navarra werde der Krieg Englands und Frankreichs gegen Spanien losgehen; derselbe bezwecke zunächst, Heinrich von Navarra das Seinige wiederzuerobern. Überall und täglich sich steigend ist die heftigste Kriegsanregung zu verspüren, die evangelische Sache scheint ihrem Siege entgegenzugehen.

Das Blatt, auf dem die ersten Nachrichten von der Bartholomäusnacht stehen, ist beschädigt. Soviel ich erkennen konnte, ist ein Brief aus Frankreich vom 28. August der erste, der von dem ungeahnten, entsetzlichen Ereignis spricht. Jetzt wird es an den Prinzen von Oranien gehn, heißt es darin, und in ähnlicher Weise greift eine Panik um sich in allen evangelischen Kreisen. Theodor Beza schreibt aus Genf an Heinrich Bullinger am 1. Sept.: „Nos hic procul dubio eadem condicione sumus et fortasse hoc ad te postremum scribo“. Dieselbe Stimmung herrscht in Bern: „vil achtend, es werde das nächst nun an Gänß sein, und also kömmd wir auch in das bad“. In St. Gallen will man von Konstanz aus vernommen haben, Alba werde demnächst über die Pfalz herfallen, die V Orte über die reformierte Eidgenossenschaft. Sogleich taucht auch die Ansicht auf, der plötzliche Überfall beruhe auf lang geplanter Verrätere. Am 31. Aug. schreibt der Zürcher Hans Heinrich Lochmann¹⁸⁾ aus Genf: „Die Hochzeit ist allem angehängt, darmit die Hönpter wurden zusamun gebracht . . . das alles ist verrettern vorlangist practiziert.“ Von der Königin ist im Anfang, soviel ich sehe, nicht die Rede; die Anklagen gehen hauptsächlich gegen den „Mörder König“ Karl, und mehr noch gegen seinen Bruder Heinrich. Nur eine in Innsbruck gedruckte Zeitung¹⁹⁾ vom 27. Aug. — so schnell verbreitete sich die Kunde von auffallenden Ereignissen — bringt eine abweichende Auffassung: Gleich nach der Hochzeit habe der König erklärt, er wolle nicht gegen Spanien Krieg führen, da habe ihn der Admiral an die Zusage erinnert, die er dem Prinzen von Oranien gegeben habe, und darüber seien sie in einen Wortwechsel geraten. Danach sei das Attentat auf Coligny geschehen.²⁰⁾ Im übrigen herrscht die Ansicht, die ganze katholische Welt sei miteinander verschworen; die Verschwörung bezwecke die Ausführung der Beschlüsse des Konzils von Trident, und die Bartholomäusnacht sei der erste Schlag dieser „Brüderchaft des heil. Geistes“, dem bald andere folgen würden. Auf den Frühling des nächsten Jahres erwartet man den Angriff in der Schweiz. Der französische Gesandte hat zwar „blaue Enten ausfliegen lassen“, um die Schuld des Königs an dem Morde zu vertuschen, aber „Gott geschweige falsche Zungen“, bemerkt Wick dazu. In Paris jubilierten die Pfaffen, man werde nun auch in Deutschland ein solches „Mekgen“ halten und dort das Evangelium predigen, wie man es dem Admiral gethan habe.

Aber bald gleicht sich die Stimmung an. Die Katholiken selbst, wird aus Frankreich gemeldet, seien des Krieges müde; der junge Herzog von Montpensier habe zum König gesagt, für 10, die er erschlagen habe, wüchsen 10,000 wieder, es werde in 20 Jahren kein Friede kommen, und das Reich werde darüber zu Grunde gehen. Die Königin von Spanien,²¹⁾ Karls IX. Schwester, sei von den Spaniern vergiftet, und in Frankreich sage man, es wäre besser gewesen, gegen Spanien zu ziehen und diese Missethat zu rächen, als die Hugenotten zu ermerden. Des Königs Bruder Heinrich, nach dem Tode Karls IX. König von Frankreich, der als die Hauptstütze der Papisten betrachtet wurde, ging nach Polen, um den dortigen

Königsthron einzunehmen; Karl allein glaubten die Hugenotten weniger fürchten zu müssen. Belustigend ist eine Erzählung von der Reise Heinrichs durch Deutschland (auf dem Wege nach Polen), wo die frommen deutschen Fürsten ihn zwar nach Würden empfangen, ihm aber seine mörderische That dermaßen verhalten, daß er sich doch zuletzt schämen muß. Als er sogar Furcht äußert, wird ihm aber geantwortet, er solle nur getroßt sein, man habe ihm freies Geleit zugesichert, und die „hochloblichen Deutschen“ seien dermaßen gesinnet, daß sie hielten, was sie zusagten, und „in nütt zu thun pflegten, wie es in Frankreich der bruch“. In den Zimmern, wo er logierte, hatte man bildliche Darstellungen der Bartholomäusnacht aufgehängt, „diewyl er aber einen fölllichen guten magen, hatt er fölllichs alles gutwillig verächtelt“. Von Heinrich von Navarra war gleich nach der Hochzeit gemeldet, er gehe mit dem König zur Reise, während Condé sich dessen weigere. Im Jahre 1577 wird einmal die Vermutung ausgesprochen, die Königin von Navarra werde von ihrem Gemahl geschieden werden, um sich mit Don Juan d'Autria zu vermählen, „das gluchs zu gluchem kömme . . . Die Alt (d. i. die Königin Mutter Katharina) ist zum künig v. Navarra, wird irr zaubery triben, biß Gott der Herr auch ein büßgen hatt“.

Aber Wid sollte das ersuchte Eingreifen des Herrn zu Gunsten seines Volkes nicht mehr erleben. Die Nachrichten seit dem Ausbruche des Krieges der drei Heinrichs klingen meist trüb und bedrohlich. Eine „nünce zytung ab einem bönderbaren Orth“ meldete folgende „fetsame Guisianische und Papistische Praktik“: 1. Der König von Spanien soll Navarra verderben. 2. Der König von Frankreich soll alle Hugenotten austrotten. 3. Die katholischen Eidgenossen sollten die reformierten mit krieg überziehen, damit sie den Hugenotten nicht helfen können. 4. Der König von Frankreich, die Guisianer und Savonen sollen Genff verrichten, „das mann theine vestigia haben thöme“. 5. u. 6. Die ganze Macht soll, mit den katholischen Orten der Schweiz vereint, alle Evangelischen in der Schweiz und in Deutschland austrotten. Der Triumph über das Mißlingen des Pünierischen Auszuges vom Jahre 1585 ist die letzte traurig bittre Freude, die ihm in dieser großen Angelegenheit zu teil wurde.

Nächst den Hugenottenkriegen waren die Kämpfe in den Niederlanden das wichtigste Ereignis der Zeit. Handschriftliche Nachrichten darüber finden sich bei Wid nicht so viele wie aus Frankreich, immerhin wird man die bemerkenswertesten Vorfälle doch angezeigt finden. In den zahlreichen Druckschriften, die davon handeln, wiederholen sich unablässig die Schilderungen von den durch die Spanier verübten Gräueltaten.

Der Zustand der deutschen Länder war nicht so, daß er den Zeitgenossen ein großes, allgemeines Interesse hätte einflößen können. Wir hören hier und da von den Reisen, Festlichkeiten oder von dem Gesundheitszustande²²⁾ des Kaisers Maximilian. Der Bericht von seiner Krönung ist mit einem großen bunten Holzschnitt ausgestattet, auf dem man sieht, wie der große Ochse, gespickt mit einer Menge kleinerer Tiere, am Spieße gebraten wird. Von seinem Sohne Rudolf wird gesagt, daß er unbeliebt, „nach spanischer Art hochmütig und verächtig“ sei. Hier und da findet sich eine geringlichbige Bemerkung über den Reichstag und den Eigennutz der Fürsten.²³⁾

Im Jahre 1570 will der Kaiser die Fürsten auf einen Reichstag in Nürnberg versammeln, aber sie ziehen es vor, ein Schießen in Ausbach mitzumachen: „also dz den fürsten das schießen mehr angelägen, denn der Ruchstag. Wz aber dißes bringen wird, wird die zyt wol zu erkennen geben.“ Über alle Vorgänge im deutschen Reiche, die irgend von Bedeutung waren, wie die Grunbadischen

Händel, der Kampf um das Erzbistum Köln, wird man gründlich unterrichtet. Auch aus dem Norden dringt manche Nachricht in die Schweiz: Der Sieg der Stadt Hamburg über die Seeräuber, der Widerstand, den das tapfere Tanzig dem Polenkönig entgegensetzte. Überhaupt spielt Polen in den politischen Nachrichten eine recht bedeutende Rolle, was uns fremdartig berührt, ebenso wie der gewaltige Einfluß der Türken auf die Weltbegebenheiten.

Die „Moscowiter“ tauchen als drohende Wolke am politischen Horizonte auf. Man hört viel von ihnen, aber es hat alles einen fabelhaften Anstrich, sie gelten sozusagen als ein wildes Volk und werden kaum zu den Christen gerechnet. Papisten, Türken und Moskowiter sind ein Symbol für alles Schreckliche, die Geißel Gottes. Wertwürdig sind die widerstreitenden Gefühle, die dadurch in den Protestanten erregt wurden, daß nun doch einmal die gehaßten Papisten gegen die ebenso gehaßten Türken sich verbündeten. Als Venedig Gypern an die Türken verlor, hieß es: „also sucht Gott heim die Venediger und strafft sie, dieweil sy mit dem Papst ein Bündnuß gemacht und die ivanisch Jvanifition angenommen.“ Und nun thaten sich Venedig, Papst und Spanier sogar zusammen, um den Türken zu bekämpfen, ja die vereinigte ivanisch-venetianische Flotte trug im Jahre 1571 den großen Seesieg bei Lepanto davon. Die Freude der Protestanten war nicht ungetrübt: sie warnten die Eidgenossen, daß sie ja nicht in den türkischen Krieg ziehen sollten, denn Venediger, Spanier und Papisten tangten alle nichts, seien Feinde der Religion. Daß man den Sieg bei Lepanto so rühme, sei nichts als ein „spätkli uff die fallen gsetzt“. Das Siegesfest in Rom erregte Argernis: „Zu Rom ist ein Prassen, Tanzen und Mutwillen, das den Heiden zu viel geworden wäre.“ Den so Gesinnten kam es augenscheinlich recht gelegen, daß sich die Verbündeten bald nach der Schlacht entzweiten, weil jeder sich den Sieg zuschrieb. Vom Papst war man überzeugt, daß es ihm mit der Bekämpfung der Türken doch nicht ernst sei, sondern daß er lieber alle Kräfte der Katholiken gegen die Evangelischen vereinigen wollte.

Mit ganz andern, durchaus freundschaftlichen Gefinnungen blickten die reformierten Schweizer nach England. Freilich sind die Nachrichten von dort verhältnismäßig spärlich und oberflächlich. Von Zeit zu Zeit wird die Entdeckung einer Verschwörung gegen die „fromm Königin nß Engellandt“ erwähnt; „die Gott behüt“, steht gewöhnlich in Parenthese hinter ihrem Namen. Auch diese Anzettlungen werden als ein Werk der großen papistischen Liga angesehen: vornehmlich der Papst und Alba haben sie angelitst. Sogar mit den Angriffen auf Genf sollen sie im Zusammenhang stehen; weil im Jahre 1586 ein Attentat auf das Leben Elisabeths mißlingt, sei auch, meinte man, der geplante Überfall Genfs abgestellt. Maria Stuart, „die schönst Fürstin so zu iren zytzen gelebt hat“, begegnet doppelter Feindseligkeit bei den sittenstrengen reformierten Geistlichen; ihre „unstandhafte und biegiame“ wird als Hauptursache ihres Unglücks angegeben. Auch die Seefahrten der Engländer werden bemerkt, besonders die Handstreichs des „Drack“ oder „Drago“ gegen die Spanier: an den Inseln, wird bei solcher Gelegenheit einmal gesagt, sei den Spaniern mehr als an acht Niederlanden gelegen.

Daß sich viele auf die Schweiz bezügliche Nachrichten finden, ist selbstverständlich. Das meiste dreht sich auch hier um den großen religiösen Zwiespalt.²⁴⁾ Es fehlt nicht an Ausfällen gegen die katholischen Orte, aber im ganzen zeigt sich, wie mir scheint, ein schönes Bestreben, den Eidgenossen gegenüber an sich zu halten. Daß bei der Nachbarschaft der beiden Parteien unzählige kleine Reibereien vorkamen, die eine feindselige Stimmung unterhielten, ist fast selbstverständlich. Wie einmal ein „Buch-

führer“ aus Marau, der mit evangelischen Büchern nach Einsiedeln gekommen war, der Verbrennung seiner recht kostbaren Ladung angesichts der Einsiedler Kirche beizuwohnen muß, führt Wid in einem anschaulichen Bildchen vor.²⁵⁾ Für die damaligen Verhältnisse war das eine gelinde Strafe. Nicht selten kommt es vor, daß von katholischer Seite Schmähungen gegen die Reformierten ausgestoßen werden, namentlich gegen die Zürcher, wie daß sie alle Schlemmer, Kecher und Bösewichter seien. Dergleichen wird dann streng untersucht und bestraft. Einmal hatten Leute von Zug die Gebeine der bei Kappel Gefallenen ausgegraben und Unzucht damit getrieben; das gab lange Verhandlungen, die Zürcher waren nur schwer zu begütigen. Ein andermal dagegen wurde eine Wagenladung voll Heiligenfigürchen, die durch Zürich kam, durch mutwillige Buben beschädigt, trotzdem die Obrigkeit alle mögliche Vorkehrung getroffen hatte; nun mußte Zürich seinerseits die Gefährten beschwichtigen. Eine schöne, eifrenliche Episode ist die Beuchtsreise, die die reformierten Orte Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen im Jahre 1585 zu den katholischen Orten unternahmen.²⁶⁾ Sie mochten hoffen, durch dies freimütige Entgegenkommen und Betonen der alten Freundschaft den Bann der immer drückenderen Spannung zu durchbrechen. Im folgenden Jahre wurde der Besuch durch eine Gesandtschaft der katholischen Orte erwidert. Die Zürcher bewirteten die Gäste im Gesellschaftshaus „Zum Schneck“ mit einem prächtigen Mahle, wo es Pflanzen, Kapornen und Wildbret gab; der Vortrag der Abgeordneten aber wurde „trugig und räs“ gefunden.

Ein eigenartiger Janfapfel wurde in Gestalt des neuen Kalenders in die Eidgenossenschaft geworfen. Die zahlreichen Nachrichten, die darüber vorliegen, sind merkwürdig und stellenweise belustigend und zeigen, von wie großer Bedeutung diese Angelegenheit war, die immerwährend ins alltägliche Leben eingriff. Die Unterwaldner wollten den neuen Kalender nicht annehmen aus folgendem Grunde: Vor etlichen Jahren sei ein Laubmann mit dem Schwerte gerichtet worden, weil er an einem Charfreitag von einem Hagen gegessen habe. Wenn nun der neue Kalender recht, der alte falsch wäre, so würde daraus folgen, daß man jenem Manne seinerzeit Unrecht gethan habe. Als nun in Sargans ein neuer Vogt das Regiment antreten sollte, rückte derselbe — er war von Zug — nach dem neuen Kalender an; der alte aber, der von Unterwalden war, wollte nicht weichen und sagte zu jenem, er solle wieder heimkehren und warten, bis seine Zeit nach dem alten Kalender gekommen sei. Und auf der Tagleistung in Luzern aßen die Boten von Unterwalden Fleisch und Gebratenes, während die übrigen dem neuen Kalender gemäß fasteten. Vollends unwillig waren die gemeinsamen Untertanen in den Freien Ämtern, die nun zu den alten Fasten die neuen hinzu halten sollten. In St. Gallen und Appenzell zeigte es sich, daß die Sonne am Oftermorgen des neuen Kalenders keinen Sprung that, während sie doch sonst hiehoeh gesprungen war: „daraus denn nit allein die Evangelischen, sondern auch die Päpster schließend, das der nühw. Kalender falsch und der alt gerecht und gut sinne.“ Voll freudiger Anerkennung führen die Reformierten den „schönen Spruch“ Herzog Augusts von Sachsen an: „Ich habe den alten Gott und die alte Sonne, dabei will ich bleiben, was geht mich des Papsts Kalender an!“ Ihnen stand es fest, daß der neue Kalender auch ein Kampfmittel der Verschworenen vom Tridentiner Konzil war; den Ausführungen der Luzerner, es sei gar keine „geistliche Sache“, wußten sie aber doch nichts Rechtes entgegenzuhalten.²⁷⁾

Ich will nun zu dem übergehen, was das Lieblingskapitel der damaligen Leser, wie eines großen Teils der heutigen, gewesen sein mag, zu den „Unglücksfällen und Verbrechen“, die Wid durch zahlreiche Darstellungen, oft mehr als einem lieb ist, veranschaulicht hat. Man kann ihn sich denken, wie er im

langen Rode vor seinen Büchern sitzt, den Pinzel meistens in grelles Rot getaucht, um die Flammen der Feuersbrünste und Scheiterhaufen, das fließende Blut und die fennigen Gesichte am Himmel zu malen, die Phantasie erfüllt von Bildern des jüngsten Gerichtes, wo all die von ihm verzeichneten Grenel in noch fürchterlicheren Schrecknissen untergehen werden. Fast jede von den vorkommenden Feuersbrünsten, die damals natürlich ungleich häufiger und verderblicher waren als jetzt, ist von Wick durch ein Bildchen verdeutlicht, wo man den „Strahl“, der sehr oft die Ursache ist, in starker gerader oder gezackter Linie mit Vehemenz auf sein Opfer heruntererschiesen sieht. Auch die Hülfeleistenden sind meistens dargestellt, wie sie mit den kleinen Eimern eifertig herbeispringen. Der Leser mag auf dem als Beispiel beigegebenen Bildchen die Umrisse des sogenannten Schaffhauserhauses an der Theren Zänne erkennen.²⁸⁾ Besonders ausführlich ist die Beschreibung vom Brande des Münsterturmes in Zürich im Jahre 1572.²⁹⁾

Auch hier wieder verschärften die Menschen ihr Unglück durch ihre Thorheiten und Leidenschaften. Aus einem Briefe des Pfarrers Tobias Egli³⁰⁾ in Chur, in dem er den dortigen großen Brand des Jahres 1574 beschreibt, sieht man, wie die beiden Religionsparteien einander die Schuld an dem Unfall zuzuschreiben suchten, indem jede von der andern behauptete, ihre Sünden hätten diese Strafe Gottes hervorgerufen; die Katholiken konnten mit Triumph für sich anführen, daß ihr Gotteshaus nicht mitverbrannt war; nun sähe man, sagten sie, wo der rechte Glatbe sei. Recht anschaulich wird einem das Gland, das ein solches Feuer mit sich brachte. Viele reiche Leute sind Bettler geworden; die verbündeten Orte steuern Liebesgaben. Zu dem Boten von Zürich sagen zwei vornehme Ratsherren: „Günstiger und lieber Herr und Vott von Zürich, wie ir üs beyd hie ersiehend, also sähend ir lyb und gunt lueinanderen, usgenommen diese zwei Röd, die wir entkent haben.“

Eine Feuerwehr gab es insofern, als jeder Bürger einen Löschheimer besaß. Wenigstens sollte es so sein. Nach der großen Brunst in Einsiedeln 1577 verzeichnet Wick als Beschluß des Rates, jeder Bürger müsse einen Feuerreimer haben, und jeder, der zum Bürger angenommen werden wolle, müsse vorher seinen Harnisch und Feuerreimer präsentieren, fügt aber die Randbemerkung hinzu: „Ward wol davon grett, aber nitt grundlich hichtlossen.“

Mehr Menschenleben als die Feuersbrünste rafften die fast jedes Jahr auftretenden „Pestilenzen“ hinweg. Bei solchen, die in der Schweiz wütheten, finden sich meistens Angaben über die Zahl der Gestorbenen; geht es den Kanton Zürich an, zählt Wick wohl sogar alle Namen der Opfer auf.³¹⁾ Auch hier wird das Übel erst recht unerträglich durch die Sucht, übernatürliche Ursachen der Entstehung einer solchen Zeuche aufzusuchen, und zwar eine innere und eine äußere. Die innere ist natürlich die Sündhaftigkeit der Menschen: „Wir Menschen all der meinung sind, Die Krantheit sey ein straaff der sünd“, beginnt ein „tröstlicher Spruch zur Zyt der Pestilenz“ vom Landammann Peter Schuler zu Glarus. Die äußere ist irgend eine dämonische Gewalt, der Gott Einhalt gethan hätte, wenn er nicht eben eine Züchtigung für notwendig hielt. Bei aller Ehrfurcht vor den Entschliessungen Gottes hielt man es aber doch für erlaubt, an seinen Werkzeugen fürchterbare Vergeltung auszuüben. Im Jahre 1571 war ein großes Sterben in Genf. Allgemein hat, wie Felix Lavater an seinen Vater schreibt, der Rat daran „ein Mißfallen genommen“, und da hat es sich zuletzt herausgestellt, daß die Krankheit von den schändlichen Hexen kommt, die den Menschen Zaiben aufstreichen. Viele von ihnen, fährt der Briefsteller fort, sind schon getödtet, hoffentlich wird man so lange brennen und braten, bis es besser wird. Die Thatsache, daß

die Sünde doch nicht nachließ, trotzdem im Mai 21 Hexen verbrannt, im folgenden Monat 36 verurteilt wurden, öffnete den ganz Verblendeten nicht die Augen: „man wird so viel verbrennen, bis man die Pestilenz hat vertrieben“. Dagegen tönt es wie hohe Vernunft, wenn der Berner Rat bei Anlaß einer Pestilenz 13 Diebe vom Galgen nehmen und verscharren ließ, in der Meinung, die Leichen hätten die Luft verpestet.

Die Darstellung von Hexenverbrennungen ist Wick geläufig. Er hat entweder den Augenblick gewählt, wo die Frauen, auf ein Brett gebunden, in die Flammen geschoben werden, oder er malt sie, fast immer mehrere zusammen an einen Pfahl gebunden, mitten im Feuer, das ein ingrinniger Hentersknecht mit teuflischem Behagen schürt. Das alles würde unerträglich wirken, wenn man nicht überall sähe, wie heiliger Ernst es den Menschen mit ihrem vermeintlichen Kampf gegen den Teufel war. Andererseits scheinen zuweilen gerade Leute aus dem Volke, aus ganz unangelehrten Kreisen, den allgemein herrschenden Aberglauben — natürlich ohne bewußt darüber zu stehen — betrügerisch ausgenutzt zu haben. Wenn z. B. ein Ehemann seine Frau als Hexe verklagt, weil er sie eines Nachts selbst mit Prügeln nicht habe anzufachen können, woraus erhelle, daß sie eine Hexe und zu der Zeit an der Teufelsjhuagoge gewesen sei, so kann man sich des Argwohns nicht entschlagen, als sei der Mann von bösem Willen gegen seine Frau geleitet worden. In einem andern Falle, der nicht geringen Raum in den Wälschen Büchern in Anspruch nimmt, ist der Betrug noch deutlicher ersichtlich. Ein Ehepaar drang auf Trennung, weil der Teufel sie, die miteinander nah verwandt waren, erbärmlich zu plagen pflege, sowie sie beieinander seien, während er sie in Frieden lasse, wenn jedes für sich lebe.³²⁾ In dem Teufel, von dem die unglücklichen Hexen in ihren Bekenntnissen so viel zu erzählen haben, glaubt man oft einen geriebenen Vauzer zu erkennen, der die Leichtgläubigkeit der Frauen ausnützt. Wenigstens fällt es auf, daß er ihnen fast immer in Gestalt eines nach der gewöhnlichen Art gekleideten Mannes, oft sogar eines bekannten erscheint. Gerade das gewährt diesen sonst in mancher Hinsicht widerwärtigen Geschichten einen eigenartigen Reiz, daß sie wie ein blutgewirktes dünnes Gewebe sind, durch das hindurch man hier und da den angedeuteten Umriss der Wirklichkeit erblicken kann. Phantastischere Beschreibungen von der Erscheinung des Teufels sind seltener und rühren meist nicht von den Hexen selbst her, sondern von Unbeteiligten, die nachts etwa durch einen Wald gekommen waren und etwas gesehen haben wollten. Die angeklagten Hexen gaben wohl mißdeutete, verunstaltete Wirklichkeit, die anklagenden Männer die Ausgeburten ihr halb gelehren, halb ausschweifenden Phantasie. Nach einer Beschreibung der letzteren Art hat der Teufel im laugen Rock auf einem aus Schlangen geflochtenen Thron gesessen. Aus dem Rock ist ihm ein langer Wedel fargegangen, damit hat er gewedelt, „wie die Hunde und etliche Thiere thun“. Die thatsächliche Ohnmacht der Hexen zu erklären, fehlt es nie an Gründen, die Un- und Zwecklosigkeit der ihnen vorgeworfenen Verbrechen scheint niemand aufgefallen zu sein. Einmal haben sie die Früchte deshalb nicht verderben können, weil die armen Leute, wie der Teufel selbst entschuldigend eingesteht, so zu Gott geschrien haben, daß er ihnen einmal wieder eine gute Ernte hat geben müssen. Einmal werden in Bremgarten 5 Hexen verbrannt, weil sie einen Hagel gemacht haben, der eigentlich über das Kloster Muri gehen sollte, sich aber weiter ausdehnte, als sie gemeint hatten. Eine Hexe wird verurteilt, weil sie ihre eigenen Schweine verdorben hat. Als etwas Besonderes fiel mir auf, daß in Kopenhagen Hexen verbrannt wurden, weil sie aufs Meer hinausgefahren waren und die Fische, besonders die Heringe, verflucht hatten, daß man ihrer

feinen fangen konnte, sondern alle sich hinweg gemacht hatten.³³⁾ So gestaltet jedes Land den Hexenglauben nach seinen Umständen; in Täuemark sind sie seefahrend, während sie in den Binnenländern sich mehr mit dem Ackerbau abgeben, höchstens einmal im Wald oder auf den Bergen sich mit ihresgleichen lustig machen.

Bekanntlich waren aber auch die Männer nicht ganz sicher vor dem Teufel, es kamen Hexenmeister vor, wenn auch bei weitem seltener als Hexen, oder er übte sonst seine Listen an ihnen aus. So geschah es einem frommen, etwas traufrüchtigen Manne aus dem Kanton Luzern, daß er auf dem Wege durch ein Gehölz begriffen, plötzlich ein Rauschen hörte, „als wenn ein großer Wind daherfluge, gleich darauf trommen und pfeifen und allerlei heulen hörte.“ Dies war der Teufel, der den arglosen Mann nach Mailand entführte. Da er nach zwei Jahren in die Heimat zurückkehrte, sah er sich selbst nicht mehr gleich, so daß ihn niemand wiedererkannte.

Um den großen Unzuträglichkeiten, die das Treiben des Teufels mit sich brachte, zu begegnen, konnte man sich an sogenannte Teufelbeschwörer wenden, die gegen Entgelt es auf sich nahmen, den Teufel zu bannen, etwa wie jetzt ein Rattenfänger sich verpflichtet, in einer gewissen Zeit das Ungeziefer zu vertreiben. Man kann sich nichts Wertwürdigeres und Ergöglicheres denken, als die folgende Teufelsgeschichte, die im Jahre 1574 in Zug spielte³⁴⁾ und in den Wäldchen Büchern umständlich verzeichnet ist: Auf einer dortigen Almend zeigten sich „etwas gipenst und mighür“, und die Folge davon war, daß das Vieh starb. Diese bedenklichen Zeichen suchten die Zuger erst zu verheimlichen, aber weit viele Leute die „schürigen Mannsperjonen“ auf der Almend sahen, wurde es dennoch allmählich „Lutpredt“. Nachdem das eine geraume Zeit gedauert hatte, nahm der Schaden so überhand, daß sich die Zuger entschlossen, einen Teufelbeschwörer aus Chur kommen zu lassen, damit er, wenn möglich, diese Teufel vertreibe. Am hohen Donnerstag saß der Teufelbeschwörer in Zug im Wirtshaus zur Krone und nahm das Nachsteßen ein; hernach, sagte er, wolle er mit den vier Teufeln dran. „Ich fürcht, ich müsse eine böse That thun“, sagte er beim Weggehen, „deshalb bittend Gott für mich.“ Der besorgliche Rat gab ihm zwei Männer zu allfälligem Schutze mit, deren einer ein handfester Schloßer war, der den ganzen Vorgang einem Zürcher erzählte, von dem Butlinger wiederum alle Einzelheiten erfuhr. Um die zwei Begleiter zog der Beschwörer einen Kreis, den sie bei höchster Lebensgefahr nicht verlassen durften. Nun aber kamen die vier Teufel „flammet und briunet“ daher, der Teufelbeschwörer springt mitten unter sie, und das war das letzte, was die entsetzten beiden Männer von ihm sahen. Er war verschwunden, und es wurde nichts wieder von ihm vernommen. Was der Schloßer durchmachen mußte, als er sich nur ein klein wenig aus dem Kreise gewagt hatte, war nach seiner eigenen Aussage unbeschreiblich. Gerne, sagte er zu dem Zürcher, wolle er seinem Vaterlande, der Stadt Zug und seinen Herren und Oberen gehorsam sein, aber ehe er eine solche Gefahr noch einmal bestände, wolle er lieber Stadt und Land meiden.

Wenn die weiblichen Sünder das Feuer verzehrte, so drohte den männlichen Galgen und Rad. Wohl mindestens so oft wie den Scheiterhaufen hat Wid die Proceur des Mörders dargestellt; man glaubt wahrnehmen zu können, wie es ihm immer flatter von der Hand geht. Die Robeit der damaligen Zeit, die Menge der Verbrechen ist allgemein bekannt. Es wird bei Wid ein Mörder erwähnt, der 700 Menschen umgebracht hatte, ein anderer, der sich rühmte, 900 getödet zu haben, und freiwillig erzählte, er habe im Sinne gehabt aufzuhören, wenn die Zahl 1000 erreicht sei. Es ist dies der berühmte

Snipperteinga, dessen Geschichte sogar ins Französische überetzt bei Wid vorliegt und so mit märchenhaften Zuthaten durchsetzt ist, daß man eine entstehende Volks Sage vor sich zu haben meint. Mit einem schönen Mädchen, das er sich geraubt hat, wohnt er in einer mit allem Prunk ausgestatteten Höhle, aber zuletzt verrät sie ihn, denn er hat die Kinder umgebracht, die sie ihm schenkte. Wenn die Geriplein der kleinen, an Zweigen aufgehängt, im Winde klapperten, pflegte er zu singen: Tanzt, Kinderlein, tanzt, Snipperteinga, euer Vater, spielt euch zum Tanz.

Ebenso maßlos wie die Vergehen waren die Strafen. Mörder wurden gewöhnlich mit glühenden Zangen „gepfäßt“, dann „geradeprochen“ und zuletzt wohl noch „mit Endung des Todes“ geipießt. Diebe wurden mit dem Schwerte gerichtet oder gehängt. Sogar Kinder wurden wegen geringer Entwendungen hingerichtet: einmal ein Knabe, weil er bei einem Morde aufgepaßt hatte, ob niemand komme. Wid hat zuweilen am Schluß eines Jahres alle in Zürich gerichteten Verbrecher aufgezählt. Da wird ein Mann wegen „grausamen Schwörens und Gotteslästerns“ mit dem Schwerte gerichtet, eine Frau aus demselben Grunde ertränkt, eine andere braucht nur auf der Stanzel um Verzeihung zu bitten. Mißhandlung der Eltern wird mit dem Schwerte bestraft, Frauen, die ihre Ehemänner ermordet haben, werden lebend begraben, worauf ein Pfahl durch sie gestoßen wird. Mordversuche von Eheleuten untereinander scheinen überhaupt, wenn man nach Wid schließen darf, verhältnismäßig häufig vorgekommen zu sein. In eigentümlicher Weise erledigte ein Mann aus dem Berner Gebiet eine Streitfrage, die sich um Geldes willen zwischen ihm und seiner Frau erhoben hatte. Er nahm zwei Knüppel und sagte zu ihr, sie wollten damit aufeinander losschlagen, wer mit dem Leben davonkomme, solle das Geld haben. Das Duell endigte mit beider Tode. „Res mira, inaudita et earens exemplo“ hat Wid am Rande bemerkt.

Ich hatte nach flüchtigem Durchgehen der bei Wid besprochenen Verbrechen den Eindruck, als seien bei ihrer Beurteilung häufig persönliche und andere Gründe maßgebend gewesen; in so großem Gegensatz steht manchmal weitgehende Milde zu verletzender Härte. Ein betrunkenen Mann von Schlieren, der sein eigenes Kind erschlagen hatte, erschien der Obrigkeit wegen der strengen Worte, die das sterbende Kind an ihn gerichtet hatte, sogar trostbedürftig; er kam mit Zahlung einer Buße davon. Vollends befreundend und nur durch religiöse Parteilichkeit zu erklären ist die Teilnahme, die Wid einem Carli Affentranger von Simvol bei folgender Gelegenheit spendet: Carli Affentranger, ein Bettler, ein baumstarker Mensch, aber mit dem bösen Weh beladen, kommt in ein Wirtshaus in der March. Als drei dort anwesende Männer bemerken, daß er aus dem Züripiet ist, fangen sie an, ihn zu „küzern“; es giebt Hündel, der Züricher entreißt dem einen von den Fremden sein Schwert und tötet ihn, die andern beiden verwundet er. Die Zeugen vor Gericht sind „so fromm und redlich an diesem Carli“, daß er ohne Entgelt davon kommt, und jeder bekennt, dem Ermordeten sei recht geschehen, „und wenn er schon die andern auch erstochen, könnte diesem Bettler niemand unrecht geben, denn sy ihn für und für küzeret, er aber inen kein leyd gethan.“ Als Nota bemerkt Wid nicht ohne verhaltenen Triumph: „Wem nit unruw wol ist, der siud unruw“. Später erzählt Wid, daß Carli Affentranger, der „us fulteit und Büberei“ nicht habe arbeiten wollen, ins Gefängnis gekommen sei, sich daraus gewalttham befreit und dann bei einem Mordversuche das Leben verloren habe, diesmal ohne Mitleiden an den Tag zu legen.

Was über die Widsche Chronik die seltsam phantastische Beleuchtung wirft, sind vor allem die überall auftauchenden und sorglich vermerkten Wunderzeichen oder Prodigia. Welche Bedeutung Wid

selbst ihnen beibringt, erhellt daraus, daß er seine Zeitgeschichte wohl „Wunderbücher“ benennt, und in der That können für die Gläubigen die Zeichen der rote Faden vom Rorne Gottes sein, der sich durch diese „trübbelige zuth“ hindurchzieht. Für Wick war es eine Thatiade, daß Gott der Welt das Künftige durch Vorzeichen ankündigt; es scheint ihm Herzenssache gewesen zu sein, es gegen jeden etwaigen Zweifler hartnäckig zu behaupten. Wenn dies Gesicht kein Vorbote der Kriege in Frankreich gewesen ist, sagt er einmal, so hat Gott niemals der Welt Vorzeichen von künftigem Jammer gegeben. Er hat mit Fleiß ausgerechnet, was jedes Gesicht hatte verkündigen sollen, und an Krieg, Pestilenz und Teuerung, den bedeutendsten Strafmitteln Gottes, fehlte es in jener Zeit ja nie. Im Jahre 1571 wird einmal mitgeteilt, eine Frau habe eine „schöne hübsche Birne“ aufgeschnitten, da sei Blut herausgeaunollen. „Parißisch Blutbad 1572“ hat Wick am Rande vermerkt. Am 29. September 1571 schien die Sonne blutfarbig, „als ob nütt den rote wappen an den fänstern gewäsen“. Das bezog Wick auf die Schlacht von Lepanto, die am 7. Oktober stattfand, und stellte das Wunderzeichen bildlich dar, wie es von dem Platz vor der Frankfurterkirche aus beobachtet wurde.³⁵⁾ So verzeichnet er getreulich bei jedem Gesicht die „graujam pestilenz“ oder was sonst darauf gefolgt war. Zur bessern Beglaubigung fügt er auch wohl bei, wie wichtige Ereignisse der früheren Geschichte, die Einnahme Roms durch die Goten, der Einfall der Türken in Ungarn 1521, durch brennendes Feuer am Himmel angezeigt worden seien. In die Entstehungsgeschichte der Wunderzeichen wird man gelegentlich recht lebendig eingeführt: Eines Abends, als Wick mit seiner Frau beim Abendessen sitzt, kommt der Pfarrer Rudolf Wirz daher und sagt, er solle doch eilends kommen und den feurigen Himmel in Augenschein nehmen. Wick ist sogleich bereit und nimmt mit Staunen eine Rüte wahr, wie etwa von einer Feuersbrunst herrührend. Auch der Wächter auf dem Münsterturm ist aufmerksam geworden und ruft herunter, daß jeder des großen Wunderzeichens Acht habe. Da mag alt und jung herbeigeeilt sein, wie man es auf unzähligen Holzschnitten und von Wick verfertigten Bildern sieht, wo die alten weisen Männer mit langem Bart und bedenklichem Gesichtsausdruck das bedrohliche Zeichen anslegen, indem sie mit dem Zeigefinger darauf hindeuten.

Auch hier kann der aufgeklärte moderne Leser zuweilen zwischen den Zeilen lesen, wie wenn bei Gelegenheit einer wunderbaren Helle in der Nacht gesagt wird: „Das aber nun sich lent finden, die auß solchem Gotteswerk ein Brunst, so in den Orten gegen dem Morgen ergangen, machen wollen, da laß man sie hin machen. So auch etliche sagen wollen, da diese nachtleuchtung gleich kein Brunst angezeigt hatt, dennoch nichts unglücklichs der Christenheit prophezeien mügen, lassen wir auch mit irem warzagen dahin faren, als gute Epicurische gesellen, die den tenten in iren sünden und unbüßfertigen leben in dieser grundstuppen welt noch dazu küßen und Völter unterlegen.“ Soviel ich gesehen habe, sind es die bescheidenen Gesichte, als hauptsächlich Farbenerscheinungen am Himmel, die handschriftlich, von Wick oder seinen Freunden selbst gesehen, mitgeteilt werden. Die „ganz selzamen und erschrockenlichen“ bringen die Flugblätter mit grellfarbigen Holzschnitten: Wolkenberge, feurige Drachen, vielfache Sonnen, Ruten und Kreuzfisse, kämpfende Heere, Schlangen, die einander beißen und so handgreiflich sind, daß Stücke davon zur Erde fallen. Man sieht an den Druckorten, wie ein solches Gesicht, einmal aufgetaucht, die Runde durch die deutschen Länder machte. Auf die Beschreibung des Gesichtes folgt in den Druckdriften immer eine moralische Auslegung: „Was aber solch Zenzhen bedeut, ist Gott allein wissen, doch werden solchs die Gottesfürchtigen in keinen Weg nicht verachten, sonder . . . ir leben bessern und mit heußigen

warten auf ir erlösung von diesem Jammerthal.“ Aus den Androhungen, die gegen Ungläubige geschleudert werden, erhellt, daß es auch Zweifler gab; auch wird zugestanden, daß häufig lügenhafte Geschichten von Wunderzeichen verbreitet wurden. Im allgemeinen aber waren die Menschen jedenfalls geneigt und willig, Wunder zu sehen; man hat den Eindruck, als seien sie alle in beständiger Spannung, immer etwas erlebend, mit allen Sinnen dabei, als fühlten sie sich als handelnde Personen in einem bunten Roman, auf dessen Lösung sie selbst begierig wären. Wenn sie einen Raben länger als üblich auf dem Giebel eines Hauses sitzen sehen, so ist des Verwunders und Händeringens kein Ende; selbstverständlich erscheint ihnen dagegen das, was wir als phantastische und verworrene Ausgeburten anslennen.

Eine besondere Abteilung unter den Wunderzeichen sind die Mißgeburten. Auf die Auslegung der Monstra wurde großer Scharfsinn verwandt, sie geschah meist mit moralisierendem Endzweck. Von einer Wundergeburt in Ulzen (in der Nähe von Hamburg), einem schwarzen Lamm mit vier Ohren, acht Füßen und einem Affenmaul, wird gesagt: „Vielleicht wil Gott mit diesen vier Ohridtem und acht füsichdem Monstro und seinem Affenmaul nur eine Contrafactur vorstellen, wie wir, die wir dem Vemlein Christo nachschlachten sollten, des Teuffels Affen werden“, und so weiter. Setten werden politische Beziehungen ge sucht, wie ich das bei einer Mißgeburt des Jahres 1538 sah, wo ein Hahn mit zwei Körpern und einem Kopf mit den damaligen Friedenshoffnungen in Zusammenhang gebracht wurde, „weil in einen jungen hauen und vogels gestalt ein körper mit zweier körper gliedern erscheinen, das vielleicht Menſchel. majestat als der adler und die kron v. Frankrych als der han sich zusammen in einen leib verfügen.“

Hätte nur das Volk diese Albernheiten mit Eifer aufgesucht, so würde das nicht befremden können. Aber die Gebildeten versenkten sich mit nicht minderer Andacht in die fragenhaften und zum Teil höchst widerwärtigen Darstellungen. Im Zürcher Spital kam im Jahre 1586 nach Aussage einer Hebamme ein Kind mit einem Magenkopf zur Welt, welches sie aber gleich nach der Geburt begraben hatte. Darüber beklagten sich der Spitalprediger Hans Rud. Stumpf und die Ärzte Jörg Keller und Casp. Wolff, und geboten in künftigen Fällen dergleichen Mißgeburten sorgfältig für sie anzubewahren. Man möchte denken, sie hätten durch ihr Zeugnis der Entstehung thörichtler Gerüchte vorbeugen wollen; wahrscheinlich ist es, daß sie eben nur die allgemeine Wundersucht teilten.

Immerhin muß hervorgehoben werden, daß, wie schon im Eingang gesagt, natürlichere und zugleich wissenschaftlichere Denkart sich hervorwagte; die *physici* und *mathematici* sind vornehmlich ihre Träger und bringen ihre Theorien vor, wenn etwa ein Erdbeben oder Erdstreich oder ein Komet betrachtet worden ist. Das Sachliche klingt zwar noch sonderbar genug, und man kann den Fortschritt zunächst nur in dem Versuch sehen, überhaupt eine natürliche Erklärung anzutreiben. Gewährsmänner sind die Alten: „Anaxagoras hat dafür gehalten, daß solche Erdstöße kommen aus zusammenstoßung des feuers und der luft. Anaximenes hat gelehret, sie kommen vom Feuer, welches unter der Erden die Materien verzehre . . . aber dieser beiden Meinung werden von Aristoteles und Seneca verworfen . . .“ Natürliche Ursachen für das Erscheinen eines Kometen finden sich z. B.: „auf den Finsternissen, welcher zwe daß Jahr geziehen sind und von den Feuerigen schwefelichen dämpffen, so auß krasst der herrschenden Planeten, als Martis und Saturni, aufgehoben worden“. Die Schriften, die Wid über den im Jahre 1577 beobachteten Cometen gesammelt hat, würden allein einen dicken Band anfüllen. Auch bei den *mathematici* spielt die

übernatürliche Ursache immer noch eine große Rolle; sie können sich nicht einigen, ob er eine *stella comata* oder *barbata* ist, aber darin stimmen sie überein, daß er, weil er bleich ist, nicht so viel böses verkündigt wie andere Zeichen. Es klingt doch aber recht vernünftig, wenn der Mathematiker Andreas Rothius sagt, jedes Ding habe, laut Sokrates, eine Ursache; nun behaupteten etliche Gelehrte, der Komet habe deren keine, sondern werde gelegentlich von Gott geschaffen und schwebte, solange es Gott gefälle, am Himmel, um irgend etwas zu verkündigen; wenn das aber wahr wäre, so wäre es unmöglich, das Erscheinen eines Kometen vorzusagen, was man doch könne.

Auch die Nachrichten von neu entdeckten Tieren oder Pflanzen suchten durch Hervorhebung ihrer Merkwürdigkeit, Seltenheit, Größe sie dem Reiche der Wunder anzunähern. Daneben aber finden sich wiederum Beispiele richtiger Beschreibung und des ernstlichen Versuches, eine deutliche Anschauung von dem fraglichen Objekt zu gewinnen. Man freut sich, unter so vielen Bildern, die einem die gräßlichen Verzerrungen der Wundergeburten vorführen, auch einmal einem unerkennbaren Löwen oder Aurochsen oder Walsfisch zu begegnen, wie man sie sich nicht besser in einem Bilderbuch für Kinder wünschen konnte. Von einem „Fisch“, den die beigegebene Illustration deutlich als Polypen ausweist, heißt es, er habe über tausend Kranten wie „Bettlerhüßeln“; er wurde wie ein Wunder von Stadt zu Stadt geführt. Eine ausführliche Beschreibung kommt von einem „erschrocklichen Wurm, auf lateinisch *Crocodili*, auf deutsch Lindwurm“ genannt. Mit unserer modernen Seeschlange könnte man die hie und da entdeckten „Meerwunder“ vergleichen. Ein im Tiber gefangener Fisch, der ansah wie ein Löwe und schrie und weinte wie ein Kind, wurde vor den Papst gebracht als Merkwürdigkeit.³⁶⁾

Sehr fein und anmutig ist das von Wic (oder einem seiner Freunde) verfertigte Bildchen von zwei Raupen, die deutlich als Liguisterraupen zu erkennen sind; „fölsch würm“, bemerkt er, „sind in etlichen gärten zu Frauenmünster gefunden“. Daneben ein zierlich gemalter Schmetterling³⁷⁾ „ein fölsch lebendige psiffholteren mitt vierfachen Flügeln schickt mir Herr Ludwig Ravater d. 23. Mai 1584 als ein groß wunder, den niemand so alt, der ein fölschen vogel gesehen. Elisabeth Buchmannin, die stubenfrau uff der Chorherren, hatt in in irer kammer gefangen; wird ab dem fischhoff hin gelogen sin.“ Das kann einen wohl an einen modernen Redaktor erinnern, dem man den ersten Maikäfer bringt, damit er die ersteuliche Frühlingsbotchaft bekannt mache.

Ganz wenig findet sich in den Wickschen Büchern, was einem in unsern Zeitungen etwa „Kunst und Litteratur“ oder „Kunst und Wissenschaft“ überschriebenen Abschnitt entspräche. Man könnte die Erwähnung dramatischer Aufführungen dahin rechnen, aber es werden solche mehr beiläufig, ein einziges Mal nur, soviel ich gesehen habe, um der Sache selbst willen gemacht. Da erzählt Wic wörtlich: „Am 12. Aprilis 1575] ward uff dem Münsterhof von einer Burgerichafft gepilt das Mat, welches künig Tarins seinen Landsfürsten und höflichthen zugericht. Auch von den dreyn kamerdieneren, deren ein weder das wußt rhaten wolt, Erstlich von der sterke des wuns, vom künig, von den nyheren und der warheit. Als dem dritten buch Esdrae am 3. u. 4. cap. In dienyl des selbigen tags ragen wätter unheil, mußst man, als der erst und ander Actus vorüber, darvon lassen, und ward morndes am 13. Aprilis wider angehept und vollbracht.“³⁸⁾ Dann wird gelegentlich erwähnt, daß im April 1530 auf dem Münsterhof das Spiel vom verlorenen Sohn habe aufgeführt werden sollen, daß es aber unterblieben sei „darumt sich die armen luth mitt erbarmen müßind, wan sy die freud der wolhabenden sähend.“

Durch eine andere gelegentliche Erwähnung erfahren wir, daß man, ganz realistisch, auch Vorfälle des alltäglichen Lebens dramatisierte und aufführte. Die Geschichte von drei Spielern, von denen der eine vom Teufel geholt ward, ist dem Leier der Widschen Bücher durch Flugblätter und handschriftliche Mitteilungen bekannt. In Willijau im Kanton Luzern hatte der Vorfall stattgefunden. Der eine von den Burschen hatte sich verschworen, wenn er das Spiel nicht gewinne, Gott zu erstechen. Da er nun verlor, warf er, wie um seine Lasterung wahr zu machen, seinen Dolch über sich in die Luft. Der aber verschwand, und einige Blutstropfen fielen auf die Scheibe des Tisches, an dem die Spieler saßen. Im gleichen Augenblick erschien auch der Teufel und fuhr mit dem Gottlofen hinweg. Die beiden andern bemühten sich, den Tisch am nahen Bach vom Blute zu reinigen, wobei sie betroffen wurden, so daß der ganze Vorgang bekannt wurde. Der eine wurde sogleich von einer Schwäche befallen und von Lansen aufgezehrt, der andere wurde, als dem Teufel bedenklich nahe gekommen, hingerichtet, welche Strafe er für den durchschauenden modernen Leser wohl verdient zu haben scheint.³⁹⁾ In späteren Jahren führt Wids als die Ursache eines Unwetters an, daß diese Geschichte, „die ein greuel ist zu hören, geschwungen nachzethun“ als ein Spiel zu öffentlicher Aufführung gebracht wurde; ein solcher Frevelmut müsse allerdings den Zorn Gottes herabrufen.

Etwas anderes sind die allegorischen Festaufführungen bei Gelegenheit von Bundeschlüssen zwischen den Orten, oder dann tendenziöse Darstellungen, wie solche im Jahr 1585 aus Freiburg mitgeteilt werden. Da führten die Jesuiten ein lateinisches Spiel von ihrem Patron S. Nicolaus auf, der in langer Rede ermahnte, beim alten Glauben zu verharren. Am folgenden Tage setzte der deutsche Schulmeister ein deutsches, wie es scheint ungleich dramatisch bewegteres Spiel in Scene: in dem brachte ein Engel eine katholische Bibel, bei deren Anblick der Teufel sich wand und drehte, während er eine lutherische, die hernach gebracht ward, küßte. Ferner ließ man darin eine Maus laufen, die von einer Katze gefangen und gefressen wurde. „Was sy darmit meinind ist wol abnehmen und zuerchaten. In gratiam absque dubio D. Museuli, pastoris ecclesiae Bernensis.“

Man kann unter diesen Aufführungen wohl auch den Schwertertanz erwähnen, den die jungen Männer in Zürich ausführten, auf dem Münsterhof, auf dem Rennweg, auf dem Fischmarkt. Die Knaben lernten diese kriegerischen Darstellungen den Erwachsenen ab und machten sie auf ihre Weise nach.⁴⁰⁾ Eine ernstere kriegerische Übung wurde im August des Jahres 1567 unternommen. Da zogen etwa 450 Bürger unter der Leitung von Hans Heinrich Lochmann mit Gewehr und Harnisch auf den Illtberg, ein Ereignis, das Wids durch ein artiges Bildchen veranschaulicht hat.⁴¹⁾ An den Folgen des Wassertrinkens bei der großen herrschenden Hitze starben hernach zwei von den Teilnehmern dieses Kriegsspiels.

Die wenigen Notizen, die ich fand, die auf ein außertheologisch wissenschaftliches Interesse deuten, will ich nicht unerwähnt lassen: sie beziehen sich auf Ausgrabungen. Funde aus der Römerzeit. Einmal waren es Münzen der Kaiser Aurelian und Probus, die zwischen Winterthur und Zürich gefunden und von Ludwig Lavater ausführlich beschrieben wurden. Ferner hatte ein Bürger von Augsburg, im Begriff in seinem Garten einen Hühnerstall anzulegen, ein „schönes altes römisches Pflaster“ entdeckt, das man als Überbleibsel einer Kapelle ansah. Nebenbei rechnete man darauf, einen Schatz dori zu finden. Jakob Zuggler, wird gemeldet, ließ alles abzeichnen, und der Entdecker hoffte, er werde ihm den Garten abkaufen.

Im Luzerner Gebiet, teilt Wid im Jahr 1577 mit, wurde unter den Wurzeln einer Eiche das Gebein eines „Riesen“, aber ohne Schädel, gefunden. Leider fand ich keine weitere Auskunft darüber, was für Vermutungen man daran knüpfte, oder was damit gemacht wurde.

Raum kann ich hoffen, dem Leser einen Begriff von der Reichhaltigkeit der Wid'schen Sammlung gegeben zu haben. Auch habe ich vielleicht ihre Färbung, das Licht, in dem sie das Zeitalter erscheinen läßt, nicht ganz getreulich wiedergegeben; denn da ich nicht daran denken konnte, die zahllosen Dokumente alle zu bewältigen, griff ich zunächst nach den auffallenden, die durch das vom Gewöhnlichen Abweichende die Blicke auf sich ziehen; so möchte ein mißverstandener, verbindender Hintergrund fehlen, wenn der Leser ihn nicht aus seiner Kenntnis der Zeit ergänzend hinzufügt. Eines vollends kann nur derjenige genießen, der sich an die Quelle selbst wendet, den Reiz nämlich, den sie durch die außerordentlich anmutige Sprache ausübt. Abgesehen davon, daß es lobnend sein möchte, die mancherlei Dialekte, die vorkommen, zu vergleichen, wird jeder seine Freude daran haben, wie gut die Menschen damals noch ihr Deutsch zu handhaben wußten. Wenn man sich an die endlosen verschrobenen Sätze erinnert, die man nur etwa 50 Jahre später bildete, in denen der Gedanke so verumumt ist, daß man ihn nur mit Mühe erkennen kann, begreift man kaum, wie ein so großer Wechsel so schnell eintreten konnte. Hier ist die Sprache im Durchschnitt klar und nicht ohne Grazie, oft von entzückender Naivität, mit reizenden, ungefuchtem Bildern geschmückt. Der umständliche Bericht von einer Heere in Meissen, namens Heilwig, fordert durch ausdrucksvolle Darstellung die Kunst zur Nachbesserung heraus und würde wohl doch in ihrer Art, was Wahrhaftigkeit und Naivität anbelangt, unerreicht bleiben. Wie erfreuen in einer Zeitung Stellen wie die folgende, wo nach Schilderung eines Unwetters verbunden mit Überschwemmung tröstlich hinzugefügt wird: „Es hatt aber der lieb Gott auch sein providentiam läßen lassen, und ein kleines Kindli (welches vor 5 Stunden in die wält kommen u getonist worden, deß mutter auch umkommen) in ainer mulden uff ein zwogli wunderbarlich by läßen erhalten, das ihm kein leyd geschähen und noch läßt, das on zwofel der lieb Gott selbs ist Schiffmann gwaßen und sein tröpflein wasser zum kind kommen lassen“. Oder wenn ein Bericht-erstatter, dem ein weisagendes Kind im Walde erschienen ist, mit den Worten schließt: „Und da ich von dem Kind schied, that es sich in die höhe gleich einer spinneweb oder wie im herbst geschieht, wen der sommer schier weg will.“

Herbststimmung, wie sie in diesen flüchtigen Worten so glücklich zum Ausdruck kommt, beherrscht auch die letzten Blätter in den Wid'schen Büchern. Bis zu seinem Tode hat er zwar unermüdet gesammelt, aber immer seltener sieht man seine eigene Handschrift, und die Illustrationen in den letzten Bänden sind, wie ich glaube, gleichfalls von einer andern Hand entworfen, die mir künstlicher, aber weniger drastisch zu verfahren scheint. Keine frohen Bilder entrollt die Zeit vor den sinkenden Augen des Alten: noch lebt Heinrich III. — auf Frankreich sind ja vornehmlich seine Blicke gewandt —, die Kriegslage ist keineswegs so, daß man Mache hätte, auf einen glücklichen Ausgang der reformierten Sache zu rechnen. Aber das ärgste Leidwesen war es für den Zürcher Pfarrer, daß seine eignen Landsleute, die Krieger, die Heinrich von Navarra zugezogen waren, sich vom guten Wege hatten hinweggelockt lassen, um mit dem Könige von Frankreich treuloserweise, wie Wid es anah, einen Vertrag zu schließen.⁴²⁾ Die bitteren Klagen darüber füllen die letzten Seiten der Chronik. Da zählt er, auf den selber schon der Tod seinen Blick geworfen hat, „die meiste uss allen Zünften“ auf, „so anno 87 inss Frankreich Zuu den leidigen

Zug zum König von Navarra zogen, behindert blieben u. gestorben sind“. Der allerletzte Abschnitt trägt die Überschrift: „Von dem kläglichen Heimzug unserer Knächten uß Frankreich“, und schließt mit dem schmerzlichen Ausruf: „Gott wells täglich bessern!“

Aber vollends rührt es uns, wenn wir unterm 20. Dez. 1587 auf einem der letzten Blätter die „böse nüwe Zytung uß Bern“ über denselben Gegenstand lesen, wo die ganze Natur mit in die Trauer hineingezogen, und ein Zeichen über das andere gemeldet wird, daß durch unnatürliches Verhalten auch die seelenlosen Wesen einen inneren Aufruhr verraten: „Der Guggler ist vor 14 Tagen vorhanden gsi mit unnatürlichem glang. Die Storche sind an etlichen orten im Sybenthal uff der grünen Matten gesehen worden, seiste wachetn hat man gefangen wie im Sommer . . . Die Mürmelthiertli hand sich uff den Alpen im Landt Zanen sehen lassen. Unser Bär inn der Stadt Graben truret sehr, will sich nit sehen lassen“.

Auß einer so traurigen Welt schied Wick im Jahr 1588 hinweg. „vitae satur et cano venerabilis ore“, wie es in einem Grab- und Lobgedichte auf ihn heißt. Ungern sieht der Leser die beiden Hände sinken, von denen ihn die eine durch eine blutige, verwüstete Erde leitete, während die andere unermüdlich nach dem Himmel deutete, der alle die Verwirrungen hier unten geknüpft habe und seinerzeit lösen werde.



Anmerkungen.

¹⁾ H. Graßhoff. Die briefl. Zeitung d. 16. Jh. Diss. 8. Leipzig 1877.

²⁾ Wie sie Graßhoff schildert.

³⁾ Solche beschreibt Jul. Otto Vogel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspreße. 8. Leipzig 1879.

⁴⁾ Das 19. Buch, welches das Jahr 1581 umfassen sollte, fehlt seit Anfang des Jahrhunderts. Ein Register über Buch 11–24 (1573–87) befindet sich unter den Hschr.-Manuskripten auf der Stadtbibliothek Zürich.

⁵⁾ Unter den 900 Druckschriften tragen 208 den Titel „Zeitung“ resp. „Zeitungen“, 9 davon konnte ich in Wesslers Bibliographie der Zeitungen nicht finden. Die meisten Druckschriften sind aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, einige aus dem dritten und vierten Jahrzehnt, 7 aus den Zwanzigerjahren, eine von 1516, eine von 1489.

⁶⁾ Sämtliche Citate sind, wenn nicht etwas anderes bemerkt ist, der Wickschen Sammlung selbst entnommen.

⁷⁾ Et vigili studio lepidius signare libellis

Omnia funesti temporis acta tui. (Z. Türcklers Gelehrtenbuch, Stadtbibl. Zür.)

Von Wicks Vorfahren nennt Türcklers Gelehrtenbuch Hans Wiek, der in der Schlacht bei Marlen mitkämpfte und zur Scharfzucht kam, sodann Heinrich Wiek von Marthalen, dem 1490 das Zürcher Bürgerrecht geschenkt wurde.

⁸⁾ Dieselbe unbedingte Gehorsamkeit vor Obrüdten findet man auch jetzt noch bei ungebildeten Menschen.

⁹⁾ Als das Volk in Ebur einen betrunkenen Denker gezeigelt hatte (wozu es doch vom Mitleiden mit den armen Sündern bewegt war) bemerkt Wiek: dominus nos servet a furore vulgi

¹⁰⁾ Der betr. Anabe kam ins Gefängnis.

¹¹⁾ Die übrigen auch von den griechischen Wörtern an den Menschen beigelegt wurde.

¹²⁾ So heißt es vom „Gnerti v. Wärdh“: er war „von Iub gar schöner und groß, sonst ein verruchter mensch mit schweren, spitzen, frähen, süßen, als der walt kindern art und gattung iiii.“ Die „evidentielle Historia vom Gnerti Wirt zu Wärdh in der pfalz“ findet sich bei Wiek in derselben Weise erzählt, wie sie nach Schiefels Beigabe in der von ihm benützten Quelle dargestellt ist.

¹³⁾ Die Gräfin Anna Alexandria v. Nürtenberg erzählte die Geschichte dem Zerkelmeister Heinrich Thomann, von dem sie wiederum Heinrich Bullinger und Wiek erzahlte. Die Gräfin v. Tübingen gebar bald nach dem Unfall ein todtgeborenes Kind, das der Zürcher Wundarzt Felix Wenz, daumal in Strakburg, vergeblich zu heilen suchte. 1580 traf Wolfgang Haller die alte Gräfin Nürtenberg mit dem todtgeborenen Kinde in Baden.

¹⁴⁾ Z. das Bild auf Tafel 3.

¹⁵⁾ Das ist auch ganz folgerichtig, denn erstens gab es viele Teufel, und zweitens konnten sie natürlich eine beliebige Gestalt annehmen. In Überlingen waren, schreibt Vadian an Bullinger, an einer stücke folgende Reihe angehängt:

Ich frage die du alle bist:
Warum so vil tüfel und nur ein Gott ist?
Lieber Freund nun hab gedult,
Es ist der Mündchen und Pfaffen kultz,
Settend so in allen iven Wäßen
So vil Tüfel als Herrgott gräßen.
Werend Tüfel gar vertriben
Und iver keiner überblieben.

¹⁶⁾ Die Briefe sind nicht selten in lateinischer Sprache geschrieben, ebenso manche Relationen.

¹⁷⁾ Ich glaube nicht, daß diese Berichte in der Wickschen Sammlung zahlreich genug sind, daß man sich danach ein Urteil über die mehr oder weniger große Regelmäßigkeit ihres Erscheinens bilden könnte. Auch weiß man natürlich nicht, ob Wiek überhaupt regelmäßig oder nur mehr zufällig mit ihnen versehen wurde.

¹⁸⁾ Wohl derselbe, der weiter unten als Leiter des Auszuges auf den Hülberg erwähnt wird.

¹⁹⁾ Eine Notiz von Wicks Hand sagt, das Flugblatt sei nicht nur in Zuspruch gedruckt, sondern auch dort gesamt, durch Jac. Vurkart den Käufer.

²⁰⁾ Es ist bemerkenswert, daß diese Darstellung sich der Auffassung nähert, wie sie durch die neueste Forschung als richtig angenommen ist.

²¹⁾ Nachricht von Ausburg v. 4. Mai 1573.

²²⁾ Kurz vor seinem Tode, wird berichtet, habe der kranke Kaiser als letztes Mittel eine Jungfrau aus Ulm kommen lassen, die eine Ärztin und in solcher Krankheit erlitten sein sollte.

²³⁾ Nicht charakteristisch heißt es in einer Flugdrift, wo die Deutschen zur Teilnahme am Türkenkriege aufgefordert werden: Wack auf! der Edle Teutsche Nation . . . Laß deine natürliche Disputationen, die du selbst nicht verstehtest, fallen . . .

²⁴⁾ Besonders reich ist das Material über die Parteikämpfe in Graubünden. Joh. v. Planta, das Haupt der kathol. Partei, soll bei seiner Hinrichtung, die im Frühjahr 1572 stattfand, auf schreckliche Dinge hingewiesen haben, die in einem halben Jahre sich ereignen würden. Man schloß später daraus, er habe um die damals schon geplante Bartholomäusnacht gewußt.

²⁵⁾ S. das Bild auf Tafel 1.

²⁶⁾ Unterwegs wurden den Reisenden von ihren jeweiligen Wirten die Ehrenewürdigkeiten gezeigt: in Sarnen der Hof und die Hütte des Bruders Claus, zwischen Sarnen und Stans das Loch, wo Winkelfrieds Drache gehauert haben sollte, die Felsplatte wurde in Zugersheim genommen.

²⁷⁾ In Freiburg wurde in den 80er Jahren ein Basquill gefunden, in dem es hieß: Die Zweifelsgläubigen von Zürich, die Keldiebe von Bern, die Abgöttischen von Luzern, die Geldfresser von Uri, die Bluteigel von Schwyz, die Straßenräuber von Unterwalden, die Münzfälscher von Zug, die Juden von Basel, die vergünstigten, niedrigen hofartigen Bettler von Freiburg . . . sind alle des Teufels Schulgefeßen.

²⁸⁾ S. das Bild Tafel 1. Im dazu gehörigen Texte heißt es: „Wie dieser zyt im Aprellen (1576) die firral in das Scharthuser huf under züne geschlagen (soll obere Gäume beißen). Am 13. Aprilis was gar ein heßzer Tag. . . gleich als die gloga fächs geschlagen, kam ein rügen und ein blitz mitt einem grusamen und erschrotenlichen Donnerklatz, also daß die firral dem Rudolf Ziegler, Amptman im Scharthuser Huf, das Huzenborn nit dem Tach mitt lampf vielen ziegeln hingenommen und an die gassen geworffen . . . Der Alten Pluntschlinen die ir bhuiung im Scharthuser Huf aban, hat der dunst in und iren tochterman, ein Tischmacher eines Handwerks, Jacob Nietman genannt, nidergeschlagen, also das man in für tod in der oberen und underen stuben usgeschäßen, aber nach und nach wider zrecht kommen. Der tochterman hatt etwas schadens an sinen augen empfangen, der schwiger aber, namlich der Pluntschlinen, hatt der dunst alle härtill an dem lingen hüßel usgeschäßen und nit dem Hint das läder zermürret, davon iren bas beyn gar rot worden.“

²⁹⁾ Bei dieser Gelegenheit wurde ein Mann von Höltern verhaftet, der nicht nur sein Weibchen gezeigt, sondern vielmehr grusliche Worte geredet hatte, nämlich er wollte, daß nicht nur der Turm, sondern das ganze Münster mit samt der Stadt verbrannt wäre, denn die in der Stadt hätten zu essen und liegen die draußen Mangel leiden. Der Mann mußte auf der Kanzel Abbitte leisten, während ein anderer von Kloten wegen ähnlicher Äußerungen mit dem Schwerte gerichtet wurde.

³⁰⁾ Tobias Egli von Frauenfeld, seit 1566 Pfarrer in Chur, 1574 an der Pest gestorben.

³¹⁾ Christ. Frotschauer teilt mit, im Jahr 1564 seien in Frankfurt an der Pfalz gestorben, „bis Wienacht 146 Burger, 172 Burgerinnen, 546 Handwerksgefeßen und Fremde 848 tüchtige kinder 73 wälsche kinder“; ferner von Weinhagen bis zur Weßen 500 Menichen.

³²⁾ Das Zürcher Gegericht übermittelte diesen Fall in peinlicher Verlegenheit dem Rat zur Beurteilung, der aber auch nichts damit anfangen mußte und die Älten dem Gegericht wieder zurückschickte. Der endgültige Beschluß scheint gewesen zu sein, die Gebeute sollten bei einander bleiben und zu Gott beten.

³³⁾ Brief des Goldschmiedgefeßen Peter Wolff aus Dänemark an Hr. Casp. Wolff. Peter ist der Sohn des Theologen Joh. Wolff, der als Jüngling mit Wief die Schule von Kappel und die Universität von Tübingen besuchte. Sein Bruder Caspar war Arzt in Zürich. Peter ließ sich später als Goldarbeiter und Warden am brandenburgischen Hofe nieder.

³⁴⁾ Wohl dieselbe Geschichte, die Zimmer in einem Brief an Rothomus in Paris erwähnt, s. Bulliemin, Geschichte d. Eidgenossen im 16. und 17. Jh. II. S. 219.

³⁵⁾ S. das Bild auf Tafel 2.

³⁶⁾ Zur Fastnacht wurden in Rom vor dem Papst „vil auffentzür und spektakel“ aufgeführt „von seltsamen wunder bartlichen thieren“. Bei der Gelegenheit staltete ein Italiener eine Kuh, setzte sich darauf und sagte: jetzt reite ich auf der Schweizer Mutter. Ein Schweizer Gwardifnecht von Meilen drohte, wenn er das noch einmal sage, werde er ihn mit der Heilebarte züchtigen. Der Italiener wiederholte seine höhnende Rede, worauf der Schweizer ihn tötete. Er wurde nicht dafür bestraft.

³⁷⁾ Ein Ziegelhalter.

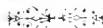
³⁸⁾ Das Stück ist Murers Korobabel. Man findet eine ausführliche Beschreibung der Aufführung in Nächstolds Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. S. 362.

³⁹⁾ S. das Bild auf Tafel 3.

⁴⁰⁾ Diese Notiz ist auch erwähnt in Nächstolds Geschichte der deutschen Litt. in der Schweiz, Anmerkungen S. 64. wo noch mehreres über die Schwerttänze.

⁴¹⁾ S. Tafel 2.

⁴²⁾ Bern, Zürich, Basel und Scharthausen hatten zwar das Reislaufen verboten, duldeten aber unter der Hand die Bildung von Hufstücken für Heinrich v. Radaarra. Oberst der zürcherischen Rabinen war Caspar Krieg von Vellikon, wohl derselbe, den Wief einmal als den Leiter eines Theateranzes erwähnt. Von den heimgekehrten Hauptleuten wurden in Zürich einige mit dem Tode bestraft (Caspar Krieg wurde begnadigt), weniger wegen der Teilnahme an dem offiziell verbotenen Kriegszuge als aus der Anklage der im Kriege übel vernachlässigten Knechte. S. Zeger, Rudw. Pfarrer und seine Zeit. III. S. 218–250.



Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

Neue Reihenfolge.

- 1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. 7 Hefte.
- 1849—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Manesch. 2 Hefte.
1851. Leben Johann Kaspar Drellis's.
1852. Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montperreux.
- 1853—1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Grossmünster. 2 Hefte.
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Wäfer.
- 1856—1858. Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. 3 Hefte.
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen.
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube.
1861. Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich.
- 1862—1863. Das Münzkabinett der Stadt Zürich. 2 Hefte.
1864. Briefe der Johanna Grau und des Erzbischofs Cramer.
1865. Erinnerungen an Zwingli.
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich.
1867. Das Freischießen von 1504.
1868. Der Kalender von 1508.
1869. Herzog Heinrich von Rohan.
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777.
1871. Konrad Pellikan.
- 1872—1873. Die ehemalige Kunstkammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. 2 Hefte.
1874. Die Legende vom heil. Eligius.
- 1875—1876. Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrter, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. 2 Hefte.
- 1877—1878. Die Glasgemälde von Malschwand in der Wasserkirche zu Zürich. 2 Hefte.
- 1879—1882. Die Holzschnidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. 4 Hefte.
1883. Die Glasgemälde aus der Stützpropyläe, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhaus zum Grossmünster.
- 1884—1885. Lebensabriß von Salomon Bögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrat. 2 Hefte.
- 1886—1887. Lebensabriß von H. Salomon Bögelin, Dr. phil. und Professor. 2 Hefte.
1888. Goethe's Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich.
1889. Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Regidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich.
1890. Johannes Stumpf's Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie.
1891. J. J. Bodmer als Geschichtschreiber.
1892. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309.
1893. Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.
1894. Gottfried Keller als Maler.
1895. Die Wichtige Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich.

